

Peter Weiss
Im Gegensatz denken
ein (Leserbuch)
Ausgewählt von Rainer
Jochims und Matthias
Richter

suhrkamp taschenbuch 1582
Erste Auflage 1988
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
1 2 3 4 5 6 - 93 92 91 90 89 88

Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache

Der Vorgang des Schreibens und Lesens, des Sprechens und Verstehens, stellt an beide Teile dieses Zusammenwirkens Anforderungen, deren Schwierigkeitsgrad in dem großen allgemeinen Tönen das uns umgibt, schon kaum mehr bemerkt wird. Überall bewegen sich Mäuler, stoßen Wörter aus, überall flattern Ohren und fangen die Wörter auf, als wäre dies die leichteste Sache von der Welt. Wörter, die wir vernommen haben, liegen aufgespeichert in unserm Gedächtnis, und wenn sie von draußen in uns hineingerufen werden, rühren sie unsre eigenen Erfahrungen an. Schreibende fügen ihre Schriftzeichen auf Papieren aneinander, bis sie glauben, daß sie in der Folge von Silben, Wörtern und Sätzen einen Sinn ergeben, dann werfen sie die Blätter hinaus, verlieren die Blätter aus der Sicht, und haben ihren Inhalt schon vergessen, während andere sich die Blätter aus der Luft holen, sie geduldig entziffern und vielleicht einen Sinn entdecken. Oft, wenn der Schreibende sich seiner Wörter bedient, stellen sie sich im Flug der Gedanken ein und spiegeln seine Erwägungen. Doch manchmal, wenn er sich darauf besinnt, was er eigentlich vorhat, wollen ihm die Wörter entgleiten, und er muß sich jedes Wort einzeln heraufsuchen und erobern, um es einzugliedern in seine Sprache. Die Sprache erscheint ihm als etwas Unmögliches, das nur aus Trotz gegen diese Unmöglichkeit entstehen kann. Unter jedem Wort, das er in seiner Schrift festzuhalten vermag, liegen die Anfangsgründe des Wortes, es liegt ein Stammeln und Lallen in jedem Wort, und tiefer darunter noch sind unartikulierte Geräusche herauszuhören, ein Zungenschlagen, ein Lippenklappern, und in der Machtlosigkeit ist der Schrei und dann nur noch die Stille.

Das Kind, das im dunklen Zimmer liegt, in einer Ausgesetztheit, in der es keine Erklärungen und keine Verständigung gibt, muß sich mit großer Anstrengung zur Handlung des Schreiens heranarbeiten, es muß allen Mut aufbringen um die Stille zu durchbrechen und mit dem Schrei seine Gegenwart in der Dunkelheit darzustellen. Der Laut der eigenen Stimme im

Dunkeln ist erschreckend. Das Wagnis ist nur zu ertragen, wenn es die Hoffnung gibt, daß jemand mit der Stimme zu erreichen sei. Der Schrei verstummt, wenn sich das Zimmer nicht öffnet und erhellt. Doch tritt der Herbeigerufene ein, läßt sich der Schrei langsam verwandeln zum Ansatz von Worten. Und es beginnt dieser Prozeß, der nie zu einem Ende führt, dieses immer wieder erneute Versuchen, sich selbst vor einem andern zu zeigen, und sich vor diesem andern mit seinen Absichten bemerkbar zu machen.

Das Kind, das lernt, daß Wörter sich auch schreiben lassen, daß zu Schrift verwandelte Wörter nicht verfliegen und vergessen werden, sucht sich die ersten kenntlichen Buchstaben zusammen, um damit seinen Namen abzubilden. Es kratzt den Namen mangelhaft in Schieferplatten, die es auf einem Hof findet, es malt den Namen mit Kreide an die Häuserwände, und sagt stolz zu diesen Merkmalen: das bin ich. Es hinterläßt seine Spuren, und was Spuren hinterläßt, ist vorhanden.

Die Entdeckung des Vorhandenseins ist ein Ereignis. Die frühesten Bilder, die wir in uns tragen und die im Traum immer noch nachwirken, umreißen den Standort dieser Augenblicke. Sie haben ihre Schärfe bewahrt. Sie zeigen überdeutlich die Sandkörner eines Weges, die tiefgrünen Blätter eines Busches, die Steinblöcke und eisernen Ringe an einer Uferböschung, wo das Bewußtsein wachgerufen wurde, daß das, was hier geschah, mir selbst geschah.

Da sind die Stimmen im Haus, in dem das Kind lebt, da sind die Stimmen auf der Straße, und in dem großen Gefüge der Stadt, in das es immer tiefer eindringt. Da sind die Stimmen eines Chors, in dem es mitsprechen muß, schon werden bestimmte Aussagen von ihm verlangt, es muß Antworten geben, deren Richtigkeit von andern überprüft wird, es muß sich beeilen, das zu sagen, was verlangt wird, es ist nicht mehr Herr über die eigene Stimme, Wörter werden ihm diktiert und mit Gewalt aus ihm herausgezogen, es wird verwirrt, es erkennt die eigene Stimme nicht wieder, es lernt, dahinzureden.

Wenn es nicht teilnimmt an dem, was ringsum geschieht, sammelt sich in ihm jene Farblosigkeit, die den Schreibenden, Jahrzehnte später, wenn er versucht, seine Vergangenheit auf-

zufinden, jäh als Lähmung überkommt. Zeiträume seines Lebens sind verschwunden. In ihnen war nichts als ein trübes Warten. Die stummen und bildlosen Ablagerungen lassen ihn nur sein Altern verspüren. So wie er vor langer Zeit den Zugang zur eigenen Stimme verlor, so wird jetzt das Sprechen qualvoll, er kann keine Worte finden, mit denen sich das Fließende und Unbestimmte decken ließe.

Damals gelang es ihm manchmal, sich in ein Gebiet einzuschleichen, das verändert werden und in dem er sich selbst verändern konnte. Dort entstanden, nach dem Verharren in einer Eingeschlossenheit, in der alles gegeben war, und in der nichts verrückt werden durfte, plötzlich Bewegungen. Dieses Gebiet, das zumeist abgesondert lag, unter einem Tisch, in einem Keller, auf einem Dachboden oder in einem Gartenschuppen, nahm in sich die Welt auf, die so weit war, wie seine Vorstellungen reichten. Es bestand hier eine absolute Herrschaft über die Welt, er richtete sich an die ganze Welt, und die ganze Welt hörte ihm zu. Er befand sich gleichzeitig an allen Punkten dieser Welt. Alle Nationen, Erdteile und Zeitalter waren zu einer einzigen Gegenwärtigkeit zusammengeschmolzen. In solchen Stunden konnte es geschehen, daß der Ruf seines Namens zu ihm eindrang. Der Schreibende später weiß von dieser Sekunde. Es ist die Sekunde des Einbruchs, der Forderung. Sie versetzt ihn in äußerste Spannung und Erwartung. Die Welt kennt seinen Namen. Das ist ein Triumph. Aber es ist auch eine Drohung. Was will die Welt von ihm?

Er antwortet mit seinem Verstummen. Er verhält sich reglos. Er liegt versteckt hinter schwertförmigen Blättern, während die Stimme näherkommt und nach ihm sucht. Nur selten ertönt ein Ruf, dem er Folge leistet. Da springt er auf, erklettert Mauern, läuft durch Höfe, Torgänge, ergreift bei jedem Schritt Besitz von dem, was vor ihm auftaucht. Später, wenn das verloren ist, von dem er damals meinte, es gehöre ihm, sieht er diese einzelnen körperhaften Stunden in der Vorwelt liegen, er weiß nicht mehr was gesprochen wurde, erinnert sich nur noch an die sprechenden Mäuler, an die Leichtigkeit des Sprechens und Verstehens, an die Luft, die Gerüche, das eigene Atmen.

In den offenen Stunden entstehen die Worte von selbst. Die Sprache, die er spricht, gibt seine Zusammengehörigkeit wieder mit den Dingen, die ihn umgeben. Seine Stimme reflektiert die Eigenheiten der Mundart, in der seit Generationen die Erscheinungen immer wieder abgetastet wurden. Selbst wenn er sich einschließt mit der Sprache, kommt ihm nicht der Gedanke, daß er plötzlich von der Sprache abgetrennt werden könnte, daß die Sprache sich feindlich vor ihm erhebt und ihn ausstößt. Mit allen, die hier leben, liest er die Straßenschilder, die Texte über den Läden, die Insignien an den Bauwerken, die mit ihren Türmen, Säulen und Skulpturen die Geschichte der Stadt kennzeichnen. Die Bücher, die er liest, sind nie für ihn allein geschrieben, die gedruckten Sätze werden auch von andern aufgenommen, die gleichen Gedanken dringen in ihn wie in die andern ein. Er spricht mit den andern über das Gelesene, es wird erörtert, wie das Gelesene verstanden wurde, Verschiedenheiten im Verstehen werden deutlich, die Anregungen aber bleiben gemeinsam. Ehe ihm die Sprache fragwürdig wird, erreicht er den Grad der Geübtheit, in dem er pausenlos die Beschreibungen riesiger Lebensabschnitte in sich verarbeitet und sich dabei mit seiner Vorstellungskraft in all diesen Räumlichkeiten, zwischen all diesen Figuren und Begebenheiten, bewegt. Es bereitet keine Schwierigkeit, Stellung dazu zu nehmen, seine Reaktionen auf das Vernommene zu formulieren, denn daß er sich äußert, ist das Natürliche, und indem andere ihm zuhören, überprüft er sich selbst und revidiert, was er glaubt, verstanden zu haben.

In dieser Situation des Zwiegesprächs, des Wohnens in einer Sprache, könnte er bleiben. Die Sprache streckt sich weithin. Sie hört hinter der Stadt nicht auf. Landschaftsteile folgen, in denen jedes Gewächs, jede Erdformation, in der Sprache enthalten ist. Es folgen andere Plätze, andere Siedlungen und Städte, in denen die Sprache sich mit besonderen Färbungen zusammenballt, und dahinter breitet sie sich wieder aus, bis zu den Markierungen, die jeden der Sprechenden in dem Gebilde zusammenhalten, das sie ihr eigenes Land nennen.

Innerhalb dieses Umrisses werden große Pläne geschmiedet. Auch diejenigen, gegen die diese Pläne gerichtet sind, nehmen

daran teil. In dem unaufhörlichen Austausch von Worten, in dem sich alle in diesem Land Versammelten befinden, gehen einzelne Worte immer mehr zum Angriff und zur Verfolgung über, und die von diesen Worten Betroffenen versuchen, sich vor ihnen zu decken und sie durch Gegenstimmen unschädlich zu machen. Er, von dem hier die Rede ist, und dessen Gedanken von Anfang an mit dieser Sprache verbunden waren, gerät zu denen, die von der Sprache plötzlich als Fremdkörper bezeichnet werden. Wenn er sich auf sich selbst berufen will, werden seine Worte für ungültig erklärt. Diejenigen, die er seine Freunde nannte, nehmen seine Worte nicht mehr auf. Auf der Straße kann es ihm geschehn, daß einer ihn mit einem willkürlichen Wort benennt. Ein solches Wort, das mit ihm nicht das geringste zu tun hat, urteilt ihn zu einem neuen Dasein ab. Er befindet sich noch in einer Stadt, in der er Teil der gemeinsamen Sprache ist. Er versteht, was er im Vorbeigehn aus Gesprächen auffängt. Rufe von Zeitungsverkäufern machen ihn unmittelbar aufmerksam auf die Vorgänge, die ihn umfassen. Es gehört zu ihm, was in den Amtsstellen beschlossen und in Verordnungen verbreitet wird. Er ist drinnen in dem, was von den anwachsenden Menschenmassen zum gemeinsamen Gut erklärt wird. Doch er kann nicht mehr Stellung dazu nehmen. Er ist als Sprecher nicht mehr intakt. Er ist nicht mehr der, von dem er früher beim Sprechen ausging. Es nützt ihm nichts, daß er weiß, wer er einmal war. Für die andern ist er nur noch ein Ding. Ein Kohlkopf. Ein Stück Schlacke.

Die Sprache nimmt jetzt eine Gewalt an, die er sich selbst bei seinen gewagtesten abseitigen Beschwörungen nicht hätte vorstellen können. Sie dröhnt aus Lautsprechern. Sie macht sich mit fetten Buchstaben breit. Menschen drängen sich dicht zusammen und tragen ein einziges Wort über sich. Menschen stehen vor einer Stimme, und in allen Ohren vibrieren die Trommelfelle unter den gleichen Schwingungen, und tausendfach vervielfältigt wird die Stimme von den Gehörknöcheln in die Labyrinth hineingeschlagen. Menschen marschieren und brüllen zum Takt ihrer Schritte Wörter, die ihre Verständlichkeit verlieren.

Jeder, der hier in der Sprache zu Hause ist, gerät in den

Kampf, der in dieser Sprache geführt wird. Die Bedeutung der Wörter verschiebt sich. Unsicherheit breitet sich aus. Neue Wörter sind über Nacht da, alle sprechen sie nach, ohne sie zu begreifen, sie besitzen die Wörter nicht länger, die Wörter besitzen sie.

Einmal lernte ein Kind, die Umwelt wiedererkennbar zu machen, indem jede Einzelheit sich messen und nennen ließ. Es lernte, sich von einem bezeichneten Gegenstand zum andern zu bewegen, und so entstand eine sinnvolle Orientierung. Jetzt aber verschwand das Nachprüfbar, und indem viele sich über sich selbst hinausstreckten, ohne etwas zu erlangen, verwechselten sie die Maßlosigkeit mit einer noch unbekanntem Größe. Andere standen da, von der Macht eines neuen Wortes überwältigt, und wenn sie selber nicht faßten, was dieses auf sie losgelassene Wort besagen sollte, so wurden sie bald darüber belehrt, denn wo immer auch einer ein solches Wort übergestülpt bekam, hingen daran schon die Rudel derer, mit denen er früher die gleiche Sprache gesprochen hatte und die sich jetzt, besessen vom Zerfall des Gewohnten, zu den Fürsprechern eines künftigen Idioms machten.

Damals, als die Sprachwelt auseinanderbrach, bewahrten nur wenige die Besinnung. Diese wenigen sprachen miteinander und suchten nach etwas, das sie noch miteinander verband. Einigen Worten sprachen sie bleibenden Wert zu. Sie berieten sich untereinander, wie sie diese Werte, die in der gemeinsamen Sprache lagen, retten konnten. Dann aber wurden auch sie auseinandergerissen. Die einen wurden in die befestigten Reihen und Blöcke der neuen Sprache hineingedrängt, die andern wurden der Sprache enteignet. Wenn sie etwas in ihrer Sprache niedergeschrieben hatten, wurde es eingestampft. Den wenigsten gelang es, zu fliehen. Sie verließen den Raum, in dem jedes ihrer Worte einmal entstanden war, und gerieten in Gebiete, in denen sie Sprachlosigkeit überkam.

Was der aus der Sprache Verbannte darstellte, ließ sich einmal in jeder Einzelheit mit Worten bezeichnen. Er hatte eine Vergangenheit, jene Vergangenheit, von deren Wahrheit er sich früher durch ständige Konfrontationen überzeugen konnte.

Doch diejenigen, die ihn wiedererkannten, die ihn bei seinem Namen genannt und ihm den Beweis seines Vorhandenseins geliefert hatten, waren für ihn nicht mehr da. Er konnte sie nicht mehr nach sich befragen. Er geriet in eine Freiheit, die grenzenlos war. Er konnte aus sich machen, was er wollte. Doch diese Freiheit war verwirrend. Nichts von dem, was er begonnen hatte, konnte fortgesetzt werden. Indem er von der Möglichkeit des Benennens aller Vorgänge abgeschnitten war, war er auch von den Vorgängen selber abgeschnitten, denn wirkungsvoll wurde ein Vorgang nur, wenn er eine Verständigung darüber zuließ. Er wurde zurückversetzt in sein erstes verdunkeltes Zimmer.

Er wiederholte die Situation des Kindes, das erst lernen muß, für jede seiner Regungen einen Namen zu finden. Ausgewachsen und vorbereitet zum Austausch von Gedanken, mußte er lallen und stammeln, und durch ein Fuchteln seiner Hände, ein Grimassieren seines Gesichts, seine Absichten verdeutlichen. Seine Zunge, die Bewegungen seiner Zähne und Lippen, bemühten sich um das Nachformen der vernommenen Laute, und ständig hatte er zu raten, mit welchen Gegenständen diese Laute übereinstimmen mochten.

Manchmal rezitierte er für sich die Sprache, die er beherrschte, um sich zu beweisen, daß sie noch da war. Doch schon bei der Wiederholung eines Satzes verlor sich dessen Bedeutung. Die Sprache lag ebenso entfernt von ihm, wie das Land, aus dem sie stammte. Die Erinnerungen an Begegnungen und Berührungen, an Witterungen, Farben und Geräusche, die jedem Wort anhafteten, wurden überlagert vom Bewußtsein, daß der Zugang dazu verloren war. Die Wörter von dieser kompakten Feindlichkeit zu befreien, und nur sachliche Angaben über ein gesammeltes Wissen in ihnen zu sehen, vermochte er noch nicht.

Die Wörter des neuen Bereichs wuchsen vor ihm auf. Sie waren überdimensioniert, er turnte zwischen den Wörtern umher, stolperte von einem zum andern, die Wörter hatten scharfe Kanten an denen er sich stieß.

In diesem Stadium befand er sich zwischen zwei Sprachen. Die eine Sprache gehörte zu seinem täglichen Leben. Sie ge-

hörte zu den Handhabungen, die er erlernen mußte, um sich zu ernähren. Mit ihr ließen sich Stück für Stück die Positionen festigen, die er erreichen konnte als Tellerwäscher, als Laufjunge oder Gehilfe in einem Warenlager. Zwischen den hier ansässigen Sprechern stellte er jemanden dar, der geduldet oder abgeschoben werden konnte, je nach der augenblicklichen Laune. Indem nichts Kenntliches hinter ihm war, und nichts Kenntliches vor ihm, war er ein Nichts. Man zeigte keine Überraschung darüber, daß er noch da war, doch ebenso wenig hätte es Überraschung hervorgerufen, wäre er plötzlich verschwunden.

Die andere Sprache gehörte der Nacht an. Wenn er einige Stunden allein verbracht hatte und die Laute, die ihn tagsüber umgeben hatten, zurückgesunken waren, konnten aus der alten Sprache Wortfolgen aufsteigen, zu denen oft noch der Klang bestimmter Stimmen gehörte. Er vernahm Rufe, Fragen, Gesprächsfetzen. Er sah die Sprecher vor sich, Familienangehörige, Freunde, Vorbeigehende auf der Straße. Die Wörter trieben plätschernd umher, schaukelten, gingen unter, andere schwammen auf, manche stachen und brannten, oder rissen ihn in einen Wirbel. Er saß mit Papier und Schreibstift, um einige von ihnen festzuhalten, er bemühte sich, die Leere, die ihn umgab, mit Wörtern zu überspannen, er hielt das Papier über die Leere, er dichtete ein kleines Stück der Leere mit engen Reihen von Buchstaben ab, doch die Leere drang wieder durch, überflutete die Buchstaben, löschte sie aus. Sie waren nicht geschrieben, um gelesen zu werden. Es war niemand da, an den er sich mit ihnen wenden konnte.

Dann geriet er in die Regionen, in denen die Wörter zu Chiffren wurden, zu Rebuszeichen, in denen sie sich zurückverwandelten in die Bilder, aus denen sie einmal hervorgegangen waren. Am Anfang waren die Bilder. Im Traum waren die Gegenstände und Ereignisse, die sich in ihm regten, losgelöst von der Tätigkeit des Benennens. Dies war ein Bereich, in denen die Mühen der Verständigung vergangen waren, der Träumende hatte sich aus allen äußeren Sprachgebieten entfernt und ging nur noch mit sich selbst um. Er sah vor sich, was er zu sagen nicht mehr imstande war. Figuren waren da, Räume

waren da, Begegnungen waren da. Alles entstand ohne sein Zutun. In der völligen Abgeschlossenheit war eine Welt, die nur ihm gehörte und die niemandem mitgeteilt zu werden brauchte. Nur wenn er sich dem Erwachen näherte und wieder an die Schichten stieß, in denen sich aus Bildern Worte anbahnten, mischten sich Stimmen in die Träume ein. Da war ein Gebrodel, ein Suchen nach Artikulierungen, mit denen der Aufwachende wieder eines Platzes in der Außenwelt habhaft werden wollte. Was er da hörte, ehe er noch die Augen öffnete, war ein Gemisch von Sprachen, Worte der gegenwärtigen Sprache wechselten sich mit Worten der vergangenen Sprache ab, oder die beiden Sprachen fügten sich zu einem Wort zusammen, oder es entstanden aus Anhäufungen von Buchstaben Worte, die kein Schlüssel öffnen konnte.

In diesem Zustand lag es nah, daß er sich nur noch an die Bilder hielt. Er projizierte die inneren Bilder auf Tafeln, und diese Tafeln brachen nicht, wie die Blätter mit Wortzeichen, vor der Leere auseinander, sie hielten, sie spiegelten sein Vorhandensein.

Was er in den Bildern von sich mitteilte, lag in einer andern Dimension als das Geschriebene. Wenn die Bestandteile eines Bildes auch aus den verschiedensten Erlebnissen hervorgeholt werden, so fügen sie sich am Ende doch zu einem einzigen Augenblick zusammen. Wie reich auch immer der Inhalt eines Bildes ist, er umfaßt doch nie mehr als eine einmalige Situation. Das Auge folgt den Einzelheiten auf der Fläche, und alle Einzelheiten ergeben in Gleichzeitigkeit das Bild.

Das Sprechen, Schreiben und Lesen bewegt sich in der Zeit. Satz stößt auf Gegensatz, Frage auf Antwort. Antwort auf neue Frage. Behauptetes wird widerrufen, Widerrufenes wird neuen Bewertungen unterzogen. Der Schreibende und Lesende befinden sich in Bewegung, sind ständig offen für Veränderungen.

Auch eine Bildfläche konnte Perspektiven nach zahlreichen Richtungen hin aufweisen. Die gemalten Formen konnten sich aus Widersprüchen zusammensetzen. Zu sehen war aber immer nur die Schlußwirkung des Dramas. Manchmal erschien ihm dies als eine Stärke. Herausgerissen aus seiner alten Sprache,

noch nicht heimisch in einer neuen, konnte er alles, was er nicht auszusprechen vermochte, im Bild zu einem verständlichen Ergebnis zusammendrängen.

Laokoon und seine Söhne, von Schlangen umwunden, verharren in den Dehnungen und Krümmungen ihres Gefangenseins. Unaufhörlich bleibt Laokoons Bauch eingezogen, unaufhörlich sind seine Muskeln gespannt, in der Erwartung des tödlichen Bisses. Der Kopf der Schlange stößt sich in seine linke Hüfte, während er mit dem hochgestreckten rechten Arm, dessen Adern vorquellen, ihren Leib von sich abstemmt. Sein Mund, und der Mund des jüngsten Sohns, ist halb geöffnet, nicht in einem Schrei, sondern in der letzten Anstrengung vor dem Ermatten. Sie haben ihre Stimmen aufgegeben. Nur der älteste Sohn zeigt in seinen Gesten an, daß er des Sprechens, des Sichmitteilens noch fähig ist. Während Laokoon und sein jüngerer Sohn völlig in ihrem Untergehen eingeschlossen sind und sich niemandem mehr bemerkbar machen können, weist der ältere Sohn noch auf das Geschehnis hin. Er kann es überblicken. Sein Gesichtsausdruck zeigt Ekel und Furcht. Mit seiner nach außen gewandten Haltung gibt er seine Absicht kund, der Umschnürung zu entfliehen. Listig rechnet er noch mit der Möglichkeit, verschont zu bleiben.

In diesem Bildwerk ist der Zwiespalt ausgedrückt zwischen dem Verstummen, Statischen, und dem, das sich der Außenwelt zuwendet und durch Bewegung deren Aufmerksamkeit herbeiruft. Laokoon und sein jüngster Sohn setzen keinen Beschauer mehr voraus. Sie bilden nur noch ein Monument über ihren eigenen Untergang. Nie mehr geben sie einen Laut von sich. Der ältere Sohn aber gehört noch einer belebten Welt an, er bricht sich aus dem Statuarischen heraus, um denen, die ihm vielleicht zur Hilfe kommen, Bericht zu erstatten.

Für ihn, dem es die Stimme verschlagen hatte, bestand zeitweise nur die Erstarrung. Die Bilder, die vor ihm auftauchten, waren reglos und spiegelten seine Ohnmacht. Er war an seine Vergangenheit gebunden und vermochte nicht, sich mit den Wörtern einer Sprache von ihr zu befreien.

Er lag auf seinem Bett und brachte kaum die Kraft auf, die Hand nach Block und Stift auszustrecken, um etwas von den Erscheinungen festzuhalten. Der Untergang, in dem er sich befand, war totaler, als es frühere Katastrophen gewesen waren, die einem Beobachter noch einen Fußbreit Boden gönnten, von dem aus sich die Ereignisse betrachten und besingen ließen. Zwar war der Leib des Liegenden noch nicht zerschlagen und ausgeblutet, die Wände um ihn waren noch nicht niedergebrannt, doch war er, wie alle andern auch, der Gewalt ausgeliefert, die sich über alles Lebende hermachte.

Erst jetzt, Jahre nach seinem Austritt aus der natürlichen Sprache, erkannte er die Reichweite des Bruchs. Der Gedanke, daß es einmal möglich sein könnte, zu denen zurückzukehren, die die Sprache noch besaßen und mit dieser Sprache trieben, was ihnen beliebte, war noch nicht da. Er mußte lernen, sich in der neuen Sprache anzusiedeln, oder er mußte in der Sprachlosigkeit untergehen.

Wenn einer versucht, in dieser Situation, in der die Geschehnisse sich von keinem Bild von keinem Wort mehr decken lassen wollen, festzuhalten an der Konvention einer Mitteilung durch Bilder oder Worte, so tut er das im Bewußtsein, daß die Verwendung dieser kaum mehr tauglichen Mittel besser ist als das Schweigen und die Fassungslosigkeit.

Es gehört Vermessenheit dazu, jetzt noch ein Bild herzustellen. Selbst wenn das Bild nichts andres zeigt als einen Schrecken vorm Zerfall, so kann es doch immer noch diesen Schrecken zeigen, und indem es ihn in der Beständigkeit eines Bildes zeigt, spiegelt es eine heile Welt vor.

Wer in seiner Unsicherheit Bilder entstehen läßt, umringt sich noch mit Gegenständen, mit grundierten Flächen, mit angerührten Farben, Flaschen voller Bindemittel, mit Tusche, Kohle, Kreide, Pinseln, mit dem Geruch von Ölen, Harzen, Klebstoffen, er führt ein Handwerk aus, er verwandelt seine Unsicherheit zu etwas Greifbarem.

Das Bild liegt tiefer als die Worte. Wenn er nachdenkt über die Einzelheiten des Bildes, verlieren sie sich schon. Er muß bedingungslos an den Wert eines Bildes glauben. Je besessener er

vom Bild ist, je weniger er sich um die Anlässe des Bildes kümmert, desto überzeugender wird die erreichte Wirkung. Worte enthalten immer Fragen. Worte bezweifeln die Bilder. Worte umkreisen die Bestandteile von Bildern und zerlegen sie. Bilder begnügen sich mit Schmerz. Worte wollen vom Ursprung des Schmerzes wissen.

Wenn ihm die Geduld schwindet, Strich für Strich, Farbton nach Farbton die Bruchstücke von Visionen zu einem Bild zusammenzutragen, und er das Suchen selbst Schritt für Schritt aufzeichnen will, nimmt er sich wieder eine Sprache vor, und vielleicht ist es ihm dann gleich, welche Sprache das ist, denn jede Sprache, ob bekannt oder unbekannt, muß jetzt mühsam erbaut werden, in einer Erwägung jedes einzelnen Wortes.

Indem der Stoff, an den er gelangen wollte, sich ihm immer wieder entzog und es nur möglich war, mit einer Sprache entfernt daran zu erinnern, fand der Schreibende eine Übereinstimmung zwischen dem Stoff und einer noch unbeherrschten Sprache. Als er begann, in dieser Sprache zu schreiben, und ihm das Auffinden jedes Wortes eine Entdeckung war und die Festigung eines einzigen Satzes ein Landgewinn, vermittelte sich ihm die Vorstellung, daß das Fremdartige und Diffuse benannt werden konnte, und dadurch stellte sich der Beginn einer Zuversicht her. Außerhalb einer Sprache zu sein, bedeutet Sterben. Wenn er jetzt mit neuen Wörtern einen Vorgang beschrieb, so war dies die Wiedererweckung einer schon aufgegebenen Welt. Die Wörter waren Formeln in einem Übereinkommen, an dem er teilnahm. Es verband ihn nichts mit diesen Wörtern als der Wunsch, sie als topographische Werkzeuge zu benutzen. Die Wörter hatten für ihn keine Geschichte. Die Wörter waren mit keinen Empfindungen beladen. Sie waren nur Wegzeichen. Es konnten Lagebestimmungen mit ihnen vorgenommen werden. Er befand sich mit ihnen in einer äußerst kargen ausgebrannten Gegend.

Er war Laokoons ältester Sohn. Zwar war ihm noch Aufschub gegeben, doch war er ebenso fest wie die Seinen mit dem Geschehnis verknotet. Er sah, was neben ihm geschah und was auch ihn gleich ereilen konnte. Doch in der Zeitspanne die ihm noch zur Verfügung stand, untersuchte er jede Möglichkeit, die

Fesselung zu lockern. Der Augenblick, in dem sich seine gesamte Aufmerksamkeit darauf richtete, das Aussichtslose zu durchbrechen, dauerte an.

Von manchen wurde gesagt, daß dieser Augenblick ein Leben lang währen kann. Und es wurde wiederholt, daß sich in diesem Augenblick nichts mehr sagen ließ, daß alle Worte gleich in welcher Sprache, ihren Sinn verloren hatten.

Doch was im Grenzgebiet der Denkfähigkeit liegt und sich dort auflöst, ist immer noch Bestandteil unsres Lebens. Auch das, was wir nicht erkennen können, gehört, da wir es noch spüren, zu uns. Wir mögen den Halt an Worten verlieren, die letzten Andeutungen von Bildern mögen verschwinden, doch die Vorgänge, die uns nach Worten suchen machen, die Bilder in uns hervorrufen wollen, sind immer in unsrer Welt enthalten. Wir befinden uns noch zwischen ihnen, so lange wir atmen, stammelnd, lallend, gestikulierend, schreiend, stöhnend, verstummend, dann wieder die Lippen bewegend, radebrechend in allen Zungen.

Mit der Pulverisierung von Körpern und Wohnstätten waren auch die Werte, die damit verbunden waren, pulverisiert worden. Angesichts der Felder von Verwesung wurde jedes lebendige Vorhandensein fragwürdig. Ein Weiterleben schien nur denkbar, wenn jetzt grundlegend neue Formen der Verständigung und des Zusammenlebens entstehen würden. Und dann zeigte sich eben dies, daß es kein Vorstoßen über die gegebenen Dimensionen hinaus gab, und daß auch das Ungeheuerliche etwas Gewohntes war, daß es nur ein Fortsetzen gab von Betätigungen, die von Lebenden ersonnen und angebahnt worden waren. Demnach mußte alles verständlich sein. Demnach mußte auch der, der vor denen stand, die eben noch nach seinem Leben trachteten und jetzt dazu getrieben worden waren, davon abzulassen, wieder zu ihnen sprechen können. Daß sie ihn ausgestoßen hatten aus ihrer Sprache, konnte unter neuen Bedingungen revidiert werden. Die Wörter, mit denen sie ihn und andere dem Untergang anbefohlen hatten, waren entkräftet. Sie stellten nur noch ein Material zu historischen Untersuchungen dar.

gesprochen hatte, dann sah er in dieser Sprache nur noch ein Werkzeug zwischen andern Werkzeugen. Die Wurzeln der Wörter waren verwittert, die Wörter standen losgelöst von ihrem Ursprung, oft nur als leere Gehäuse, denen er erst einen Inhalt geben mußte. So wie er sich von dieser Sprache entfernt hatte, hatte er sich von sich selbst entfernt. So wie er seiner selbst nicht sicher war, war er auch der alten Sprache nicht mehr sicher. Gleichzeitig mit dem Versuch, sich wiederzuentdecken und neu zu bewerten, mußte auch diese Sprache wieder neu errichtet werden.

Nur hin und wieder, beim Aufwachen nachts, konnte sich die Sprache auf eine weit entfernte Ebene entziehen, und er selbst war wieder in den Regionen, in denen sich trotz äußerster Anstrengung nicht der Ansatz zu Denkvorgängen herstellen wollte. Und wenn er dann die Wörter wiedergewann, waren sie dürr und trocken, und hinter jedem Wort hing die Gefahr des Verstummens.

Doch immerhin konnte er jetzt sagen, daß dies seine Sprache war. Die Sprache gehörte ihm, mit allen Unzulänglichkeiten, mit ihrer Tendenz zur Selbstaflösung und mit ihrer plötzlich auftretenden Klanglosigkeit. Im Vergleich mit der Leere, durch die er gegangen war, war dies schon viel.

So kommt der Schreibende auf einem Umweg über den Zerfall und die Machtlosigkeit zum Schreiben, und jedes Wort, mit dem er eine Wahrheit gewinnt, ist aus Zweifeln und Widersprüchen hervorgegangen. Einmal wurde er aus allen Bindungen herausgerissen und in eine Freiheit versetzt, in der er sich selbst aus der Sicht verlor. Aber die Möglichkeit entsteht, daß er mit der Sprache, die ihm zur Arbeit dient und die nirgendwo mehr einen festen Wohnsitz hat, überall in dieser Freiheit zu Hause sei.